Donna Inez.

Erzählung von H. Treter.

(8. Fortsetzung).

„Seht Euch vor", sagte Herrea nach einmal noch, „Ihr habt mehr als einer hat es heute gesehen, bei der schönen Inez in Gunst gefunden zu haben, sie ist sehr menschenfeindlich. Doch, was Ihr in der letzten Zeit, Ihr Zeit hier weilt, gesehen habt, wird Euch interessiert haben. Nimmert Euch nicht Mühe und versucht es. Nur so viel noch: Wir hier, Hernandez und ich, fechten, im Verein mit anderen ehrenwerten Männern, unsere ganze Kraft daran, unsere Lehen, unsere geordnete Zustände hier herbeizuführen und unserem Vaterlande die Segnungen einer freiheitlichen Freiheit zu verschaffen. Ihr kennt unsere Verhältnisse und die wilde Tyrannei der herrschenden Partei, die uns zum Widerstande reizt, nicht, doch darfst Ihr glauben, daß wir für eine edle Sache opfermutig wirken. Es wäre uns schmerzlich, Euch, den ein großes Unglück zwischen uns geschleudert hat, ein Leid zufügen zu müssen. Wir zeigen Euch, wenn wir Euch ungehindert zur Hazienda zurückkehren lassen, ein seltsames Vertrauen, denn allein die Kenntnis meiner Anwesenheit hier in den Wäldern würde genügen, um der Sache der Freiheit unendlichen Schaden zuzufügen und mein, wie Hernandez Leben zu gefährden."

Die einfachen, würdigen Worte Manuel Herreas verfehlten ihre Wirkung auf mich nicht. Ich entgegnete ihm: „Ihr tut recht, Sennor, wenn Ihr meiner Ehre vertraut, ich bin zum Verräter und Angeber nicht geschaffen."

Herrea schüttelte mir die Rechte und entgegnete: „Es ist gut, Sennor, Ihr habt bis jetzt geschwiegen, Ihr werdet ferner schweigen, wir vertrauen Euch. Doch noch einmal, laßt Euch von Donna Inez nicht zu sehr umgarnen, Sennor."

Daß die schöne Frau mir es angetan hatte, ihre Gunstbezeigungen mich beglückten, war ja begreiflich genug. Ich fühlte den Stachel der Eifersucht, aber daneben auch, daß meine Situation auf del Vas meiner nicht ganz würdig sei. Verliebt war ich in dieses Weib mit seiner dämonischen Schönheit, aber auch nur verliebt. Das, was man Liebe nennt bei uns, diese selbstlose, mit Achtung und Verehrung gemischte völlige Hingebung, fühlte ich nicht. Die Aeußerungen der beiden Männer gaben mir zu denken.

Wir gingen langsam weiter, als Herrea die Frage an den Indianer richtete: „Genaue Kunde über das Ende Jose Padillas hast du noch nicht erlangt, Hernandez?"

„Nein, daß er und sein indianischer Begleiter ermordet sind, ist zweifellos, aber wo und wie habe ich nicht ermitteln können."

„Es ist traurig, daß uns Jose, der mit seiner ganzen Seele auf unserer Seite stand, jetzt fehlt. Sein Einfluß, seine reichen Mittel hätten unsere Sache wesentlich gefördert."

„Ja, traurig. Noch trauriger, daß er seine Hand diesem Weibe gereicht hat, und nun sein Vermögen verwendet wird, um der Tyrannei zum Siege zu verhelfen."

„Solange Jose lebte, war diese Schlange sicher vor mir," sagte Manuel Herrea mit zusammengezogenen Augenbrauen, „sie würde auch jetzt nichts von mir zu fürchten haben, wenn sie auf unserer Seite stände. Ich überließe sie dem rächenden Arme Gottes, so aber will ich meines Bruders unglückliches Ende rächen, wenn ich kann, oder Gott tue mir ein Gleiches."

Ich hörte diese Worte mit schreckhaftem Staunen, wagte aber nicht zu fragen, welche Bedeutung ihnen zugrunde läge.

Manuel hatte zu Hernandez spanisch gesprochen, und wohl in der Befürchtung, sich in meiner Gegenwart zu offen mitgeteilt zu haben, setzte er seine Rede in indianischer Sprache weiter fort. Ich hörte wiederholt die Namen Areno, Valdez, Inez erwähnen, und begriff aus Ton und Gebärde nur, daß es wichtige Dinge waren, über welche sich die beiden Männer unterhielten.

Wir waren weiter gegangen, ohne an den Zweck, der uns in den Wald geführt hatte, zu denken, und da ich müde war vom ungewohnten Marsche, lagerten wir an einer freien Stelle, am Ufer eines Baches, und griffen zu unseren Speisevorräten.

Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich von Herrea, daß er als Kadett und Offizier auf der spanischen Flotte, später auf mexikanischen Fahrzeugen gedient hatte und sich jetzt ganz den Angelegenheiten seines Vaterlandes widmete.

„Ein Jammer ist es, Sennor, daß Eure schönen preußischen Musketen im Meere liegen; sie hätten uns wichtige Dienste geleistet." Dann fuhr er fort: „Ich habe eine Vorliebe für Euch, weil Ihr Seemann seid und . . . der einzige, welchen ich aus jener so unheilvollen Katastrophe gerettet sehe. Folgt meinem Rate und entfernt Euch so schnell wie möglich von del Vas. Jede Stunde längeren Verweilens bedroht Euch mit großer Gefahr. — In Eure Hand lieh Ihr Euer Leben und werdet heut noch halb ein Schiff finden, welches Euch nach Europa hinüberführt."

Ich sagte, ich wollte darüber Rat halten. — Nachdem wir noch an den wilderbrachten Vorräten gehäuft und gekostet gratis hatten, verabschiedete sich Herrea von uns. Er schüttelte mir die Hand mit den Worten: „Gott gebe diesem lahmen Kinde bald den Frieden, dann soll es mich freuen, Euch wiederzusehen. Lebt wohl und sprecht, das Wort an Euren Gefährten."

Hierauf ging er und verschwand zwischen den Büchen. Ich sah nachdenklich da, bis Hernandez sagte: „Unsere Jagd wird nicht ergiebig ausfallen, denn wir müssen bald an den Heimweg denken; es wäre nicht gut, im Walde von der Nacht überrascht zu werden."

Ich war von alledem, was ich vernommen hatte, aufgeregt und verstimmt, und die Jagdlust war mir vergangen. „Brechen wir auf, Hernandez, mir ist es gleich, ob wir mit oder ohne Beute zurückkehren."

Ganz ohne Beute sollte ich jedoch nicht bleiben. Wir scheuchten einen Panther auf, welchen wir überraschten, als er im Begriffe war, seinen Hunger an einem Wildschwein zu stillen. Das Tier, ein schönes, starkes Exemplar, sprang mit mächtigen Sätzen auf einen Baum, aber mit einem wohlgezielten Schusse durch den Kopf holte ich es herunter.

Hernandez streifte es ab, nachdem es verendet war, und überreichte mir das prachtvolle Fell. Diese Jagdtrophäe machte mir große Freude.

Als wir, schon begann die Sonne zu sinken, uns jetzt dem Ausgange des Waldes näherten, hielt der Indianer plötzlich an und trat hinter einen Baum. Ich folgte ihm, und er machte mich auf einen Neger aufmerksam, der durch die Büsche schlich.

„Es ist der schwarze Juan. Was sucht der Bursche jetzt im Walde?"

Der Neger gewahrte uns nicht, und wir verfolgten ihn noch einige Zeit mit den Blicken. „Er wird die Pflanzen sammeln, aus denen er seine Gifte bereitet", murmelt der Indianer. „Doch nur Geduld, Bursche, deine Zeit kommt auch."

Wir brachen wieder auf und verließen im letzten Tagesschein den dunklen Wald. Ich trennte mich von Hernandez und suchte meine Behausung auf.

Kaum hatte ich mich umgekleidet, als einer der schwarzen Diener des Herrenhauses erschien und mich zur Donna lud. Ich hatte nicht Mut und Selbstbeherrschung genug, mich entschuldigen zu lassen, und sagte zu, nahm mir aber vor, Donna Inez inständig zu bitten, mich nach San Juan zu senden.

Als ich sie indessen vor mir sah, waren alle Warnungen, alle guten Vorsätze vergessen. Während wir am Teetisch saßen, äußerte Inez: „Du sprichst erträglich spanisch und wirst es bald ganz lernen. Nimm Dienste bei den Regierungstruppen, man wird dir eine Offizierstelle geben, und du hast hier eine Zukunft, denn tapfer seid ihr Deutschen ja alle."

„Ich würde hier im Lande nicht gedeihen, schon lastet das ungewohnte, heiße Klima auf mir."

„Die Berge sind kühl. Oder sehnst du dich fort von mir?" Die dunklen Augen blitzten mich fast drohend an.

„Wenn ich neben dir weile, vergesse ich Heimat, Freunde, alles."

Sie lächelte befriedigt. Mir umnebelte heiße Leidenschaft den gesunden Sinn. Ich kam nicht dazu, ihr auch nur anzudeuten, daß ich mich heimsehnte, und würde mich erst spät von ihr getrennt haben, wenn nicht ganz unerwartet Sennor Areno auf del Vas eingetroffen wäre.

Mit einem finsteren Gesicht empfing sie die Meldung und verabschiedete mich kurz; ich ward durch eine Seitenpforte hinausgelassen, um dem Besuch nicht zu begegnen.

Ich brachte eine unruhige Nacht zu — der Bürgerkrieg, das bestrickende Weib, welches einen Teufel in dem schönen Leibe bergen sollte — die Heimat — der Liebhaber von Donna Inez, von dem Herrea gesprochen hatte, der angeblich ermordete Gatte — das alles durchkreuzte rastlos mein aufgeregtes Hirn. Dazu kam, daß ich mich der Schwäche, die mich von neuem zu ihren Füßen getrieben hatte, aufrichtig schämte. Mit dem festen Vornehmen aber, morgen ernstlich darauf zu dringen, nach der Küste befördert zu werden, oder im Notfall mir selber den Weg nach San Juan zu suchen, schlief ich ein.

Am andern Morgen betrat ich unbemerkt das Haus und schritt der Donna Zimmer zu.

Klagetöne und eine kreischende, zornige Stimme drangen mir daraus entgegen. Ich lüftete ein wenig den Türvorhang. Ein überaus widerlicher Anblick bot sich meinen Augen. In der Mitte des Zimmers stand die Sennora mit einem Gesicht, dessen mutterseelenallein Züge sie einer Mänade ähnlich erscheinen ließen, und schlug mit einem metallenen Reitermesser auf die junge Indianerin, die Schwester des Hernandez, los, die sich abwechselnd zu ihren Füßen wand.

Es war ein schreckliches Handgemenge, das durch das gellende Geschrei des alten Weibes, der dabei Hand, nicht unterbrochen wurde. Das Mädchen blutete aus mehreren Kopf- und Gesichtswunden, und immer noch hieb die Sennora auf sie ein.

Eben wollte ich hineingehen, um dieser grausamen Szene ein Ende zu machen, als ich einen schweren Schritt im Korridor vernahm. Donna Inez, in der Hoffnung, ich möchte, um Ruhe zu stiften, eintreten, hatte sich rasch in das Nebenzimmer, dasselbe Zimmer, in welchem ich früher die junge Indianerin an der Tür beschwichtigt hatte.

„Du wolltest hier spionieren, du treu Bestie!" kreischte die Sennora in gerade widerlichen Tönen. „Du sollst es bereuen, du!" Und wieder wimmerte und stöhnte das Mädchen.

„Welchen Akt der Justiz vollstreckt denn meine liebliche Inez Padilla?" ließ sich jetzt die tiefe Stimme des Sennor Areno vernehmen. Er war es, der den Korridor entlang gekommen war und mit diesen Worten bei Inez eintrat.

„Die Kanaille hat gehorcht, während ich hier mit Juan verhandelte", schrie Donna Inez in immer gleicher Wut.

„Hm", meinte der Haciendero, „und da werden mitunter Sachen besprochen, die nicht für jedermanns Ohr sind."

„Reizt mich nicht, Areno", fuhr die Sennora auf.

„Nun hört auf, die Dirne zu geißeln, es kleidet Euch nicht schön, Inez, und hat sie Dinge gehört, die besser verschwiegen bleiben, so sperrt sie vorläufig ein und sendet sie dann irgendwo hin, wo sie ohne Gefahr plaudern kann. Nimm sie fort, Juan. Ich habe mit deiner Herrin zu reden", setzte er gebieterisch hinzu. „Sperre sie ein, Juan, und spricht sie ein Wort, erdrosselе sie."

Der Neger ergriff das weinende Mädchen am Arm und zog es mit sich hinaus.

„Was wollt Ihr", fragte Inez Padilla jetzt ruhiger.

„Ich will mit Euch zu Ende kommen", entgegnete der Pflanzer und versenkte, wie das Knarren verriet, seine schwere Gestalt in einen Lehnstuhl.

„Nun?" fragte sie trotzig.

„Also zum letztenmal, wollt Ihr die 100,000 Pesos auf dem Altare des Vaterlandes opfern?"

„Nein, nein, und dreimal nein", schrie die Sennora und stampfte mit dem Fuße auf, „ich habe es Euch bereits deutlich genug gesagt. Nicht einen Piaster gebe ich."

„Hm", brummte der Pflanzer, „kurz und bündig."

„Ich kann überhaupt nichts geben, denn was an Geld vorhanden ist, liegt auf der Bank."

„Meine teure Sennora, wir wissen das besser, und es wird sich außer dem, was auf der Bank liegt, noch etwas finden. Ich habe bis jetzt als Freund und Ratgeber gesprochen, der es wohl mit Euch meinte, und bin nun gezwungen, als Vertreter des Präsidenten zu reden."

Es entstand hierauf ein Schweigen. Dann sagte Inez mit unsicherer Stimme: „Ich verstehe Euch nicht, — und — ich habe kein Geld."

„Ihr nicht, das trifft zu, denn was Ihr in die Ehe gebracht habt, wird nicht viel gewesen sein, und über das übrige steht Euch gesetzmäßig kein Verfügungsrecht zu."

„Ich bin Padillas Erbin."

„Einstweilen noch nicht, Sennora. Man kann nur jemand beerben, der tot ist."

„Ich denke, mein Mann ist tot genug."

„Ihr irrt, Sennora Inez, Euer Gatte ist verschollen, versteht Ihr mich, verschollen, denn es ist kein tatsächlicher Beweis seines Ablebens vorhanden, und nicht ehe dieser geführt ist, oder der oberste Gerichtshof ihn für tot erklärt hat, seid Ihr seine Erbin. Ja, Ihr könnt ohne weiteres von hier vertrieben werden, und der Staat übernimmt einstweilen die Verwaltung der Güter des Verschollenen, darum ist es geraten, daß Ihr Euch gut mit der Regierung stellt."

„Ich halte treu zur Regierung, Sennor, Ihr wißt es."

„Um so eher werdet Ihr dem Staat die gewünschten 100,000 Pesos vorstrecken."

„Es ist kein Geld vorhanden."

„Wir wollen darüber nicht streiten, also, kurz, Sennora: Die Regierung braucht Leute und Geld."

„Die Leute kann sie nehmen."

„Geld ist ihr noch wichtiger, besonders bares Geld."

„Haha", höhnte sie, „woher soll ich bares Geld nehmen? Wer hat hier bares Geld?"

„Man weiß, daß Carlos Padilla, der auf so seltsame Weise verstorbene Bruder Eures Gatten, der frühere Miteigentümer dieser Hazienda, ein großer Freund von Dublonen und Goldbarren gewesen ist und eine erkleckliche Anzahl davon aufgehäuft hatte."

„Ich wollte, Ihr sprächet wahr."

(Fortsetzung folgt.)

Wetter in der Kaffeetasse.

Wie es am Frühstück der Andern vorzusehen bekommen kann.

Unser Wetter-Onkel hat noch einen Konkurrenten erhalten und manche Menschen schwören förmlich auf ihn, obwohl ihn die allgemeine Rechtgläubigkeit noch nicht anerkannt hat. Das ist nämlich niemand Geringerer als der Kaffee oder Tee, die sichtbaren Beobachtungen erhoben sich vorzugsweise auf die Kaffeetasse.

Es ist natürlich bekannt, daß der Zucker in der Tasse sehr schnell, aber auch trotz alles Umrührens sehr langsam vergehen kann. Einige haben sich darüber noch keine besonderen Gedanken gemacht; andere meinen, das liege blos am Zucker, aber an der Temperatur des Getränkes. Es haben sodann systematische Untersuchungen darüber unter Einhaltung derselben Temperatur und unter beständiger Anwendung derselben Gattung und Menge Zucker angestellt und so unter solchen Umständen zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Zucker einen ganz unwandelbaren Wetter-Propheten auf 24 oder 48 Stunden abgeben mag.

Als die hauptsächlichsten Ergebnisse der Untersuchungen wird Folgendes erklärt:

Wenn zur Zeit das Wetter trüb und drohend ist, und der Zucker vergeht rasch, sodaß man keinen festen Rückstand mit den Löffelchen mehr fühlen kann, so ist gewöhnlich eine Fortdauer der stürmischen Verhältnisse oder eine Zunahme ihrer Energie zu erwarten. Vergeht aber der Zucker langsam, und hat man verschiedene Male zu rühren, bis die Körnchen sich auflösen, so kann man sich darauf verlassen, daß das Wetter sich bessert, ein höherer, barometrischer Zustand ist nahe, und die tiefbarometrischen Verhältnisse werden bald schwinden.

Die Temperatur des Getränkes hat nur geringen Einfluß. Wenn der Zucker selbst der Macht des heißen Kaffees zu widerstehen scheint, und man auch nach häufigem Umrühren schließlich noch festen Bodensatz in der Tasse findet, so darf man ein plötzliches Umschlagen in der Witterung erwarten — entweder kälteres oder viel wärmeres Wetter, je nach der Jahreszeit. Im Sommer zeigt sich das Steigen der Temperatur, ohne unmittelbare Gefahr von Regen, durch sehr hartnäckigen Widerstand gegen die schmelzende Kraft an. Stürme von ziemlich heftiger Natur kündigen sich im Sommer durch sofortiges Schmelzen des Zuckers an.

Indeß haben die Ergebnisse hauptsächlich in örtlichem Sinne Wert, weniger im allgemeinen Sinne; namentlich ist das vom Frühjahr und Sommer zu sagen. Allgemeinere Bedeutung haben sie im Herbst und im Winter, weil dann die Atmosphäre gewöhnlich leichter ist, außer zu einer Zeit sehr plötzlichen und entschiedenen Steigens des Barometers. Mit dem atmosphärischen Druck auf das Getränke, und damit auf die Teilchen Zucker in demselben, wird Alles erklärt. Darauf wird auch hingewiesen, daß Bewohner des Gebirges solche Beobachtungen nicht so gut anstellen können, da in größeren Höhen der Druck der Atmosphäre stets leichter ist.

Als der geeignetste Zucker für solche Untersuchungen wird granulierter Zucker von der besten Gattung bezeichnet, und zwar Rohrzucker. Es läßt sich Würfel-Zucker benutzen, aber derselbe ist nicht immer so verläßlich, da die Substanz, welche dazu dienen, die Teilchen Zucker im Block zusammenzuhalten, von beträchtlichem Einflusse sein mag, auch nachdem der Würfel in den Kaffee geworfen ist.

So weit diese Wetter-Wissenschaft, die jeder selber nachprüfen kann, ehe er sich eine Meinung darüber bildet. Es ist jedenfalls interessant, solche Beobachtungen auf eigene Hand anzustellen und die Ergebnisse mit dem amtlichen Wetter-Prophezeihungen zu vergleichen.

Jeanne d'Arc.

Bisher unbekannte Briefe der Jungfrau von Orleans.

Eine Bereicherung unserer Kenntnis von der Jungfrau von Orleans bringt ein neues Werk, das mit einem Vorwort von Gabriel Hanotaux jetzt in Paris erschienen ist: es sind die Briefe der Johanna, eine ganze Anzahl von Dokumenten, die bisher unbekannt in den Familienarchiven der Erben der Jungfrau von Orleans schlummerten und die jetzt von einem Nachkommen eines Bruders der Johanna, von dem Grafen de Maleyssie, der Oeffentlichkeit übergeben werden.

In einem dieser Briefe, der am 6. August 1429 geschrieben ist, wendet sich Johanna an die „treuen Franzosen, Bürger und Bewohner der Stadt Reims" und führt aus: „Meine lieben und guten Freunde, Ihr guten und treuen Franzosen der Stadt Reims, die Jungfrau Johanna gibt Euch Nachricht und bittet Euch und ersucht Euch, noch Ihr einmer an den guten Streite zweifelt, den sie für das Königliche Geblüt führt. Noch ich gelobe Euch und beschwöre, noch ich Euch nimmer verlassen werde, so lange ich lebe."

Und ein anderer Brief vom 14. März 1430, der ebenfalls an die Bürger von Reims gerichtet wurde, trägt sehr deutlich in kraftvollen, starren Zügen eine Unterschrift: Johanna. Die gleiche Unterschrift findet man in einem anderen Brief, den die Jungfrau am 18. März 1430 an die Schöffen von Reims gerichtet hat.

Interessant ist nun ein Vergleich mit einem anderen Schreiben der Johanna, das im Jahre 1844 in Rheims von dem Präsidenten des Appellationshofes entdeckt wurde und am 9. November 1429 geschrieben worden war. Dieses Dokument, das in den Stadtarchiven von Rheims als kostbarer Schatz gehütet wird, zeigt ebenfalls die eigenhändige Unterschrift „Johanne". Ein Vergleich der Schriftzüge verrät aber, daß die Unterschrift aus diesem früheren Briefe mit weniger sicherer Hand vollzogen wurde, sie ist zwar leserlich, zeigt aber alle Eigentümlichkeiten eines Anfängers in der Kunst des Schreibens. Die Finger wissen die Feder noch nicht zu regieren: Johanna stand damals noch in den Anfangsstadien der Kunst des Schreibens. So ergibt sich, daß sie 1429 die unfreiwillige Muße des Winters dazu benutzte, die schwierige Kunst zu erlernen, wie man die Feder führt; und es zeigt sich auch, daß sie verhältnismäßig schnell das Schreiben lernte, denn die späteren Dokumente zeigen eine charakteristische gefestigte Schrift.

Die Erkenntnis dieser Tatsache aber ist von großer Bedeutung: denn sie stellt die bisherige Annahme der Wissenschaft, die von einem Widerruf der Johanna vor ihren Richtern berichtete, in Frage. Nach ihrem ersten Prozesse führte man die Jungfrau am 24. Mai 1431 vor den Scheiterhaufen und soll ihr hier, in einem Augenblick menschlicher Schwäche, den Widerruf entlockt haben. Die Urkunde, die man ihr damals reichte, begann mit den Worten: „Ich, Johanna" und führte aus, daß die Jungfrau sich schuldig bekenne, „das Verbrechen der Majestätsbeleidigung begangen und das Volk verführt zu haben." Die Jungfrau konnte damals bereits schreiben, aber jenes Dokument des Widerrufes trägt ihre Unterschrift nicht, sie hat nicht unterschrieben. Hanotaux kommt in seiner Untersuchung daher auch zu dem Schlusse, daß jener Widerruf nur Legende sei, die die spätere Forschung annehmen mußte, weil ihr das Material zum Gegenbeweise fehlte. Jetzt liegt dieser Beweis in den Briefen der Johanna vor. „Sie kann unterschreiben und unterschreibt nicht. Also hat sie nicht widerrufen. Johanna ist sich treu geblieben."

Schutz dem Hegau!

Einer der landschaftlich lieblichsten und fruchtbarsten deutschen Gaue, der nicht weit vom Bodensee gelegene, sagenberühmte, von Scheffel besungene Hegau, soll durch eine vielmastige, bis zu 23 Meter hohe Schwebebahn der industriellen Ausbeutung zugeführt werden. Vom Hohentstoffeln, dem zweikuppigen Basaltkegel und nachbarlichen Eruptionsgenossen des burggekrönten Hohentwiel, soll zerkleinertes Gestein über den landschaftlich schönsten Teil des Hegaus, zwischen Weiterdingen und Mühlhausen, zu Tal gebracht werden.

Der bekannte Dichter Ludwig Finckh findet gegen dieses Unterfangen in einer Württemberger Zeitung folgende Worte:

„Es ist keine gewöhnliche Unternehmergesellschaft, die hier anfängt, das Hegau anzubeißen. Der Eigentümer des einen Bergteils, Freiherr v. Hornstein in München, geht mit fürstenbergischem Kapital dem Berg seiner Väter zu Leibe. Gewiß, auf dem Papier gehört der Berg den Freiherren von Hornstein. In Wahrheit gehört er dem Volke, dem Lande, nicht dem Großherzogtum Baden, sondern Deutschland. Wir alle haben ein Recht, daß diese Berge des Hegaus in ihrer Gesamtheit unangetastet bleiben. Fragt die Maler, die Forscher, die Dichter, die Leute, die es wissen müssen, es würde leicht sein, in kurzem tausend Unterschriften von Männern, die Gewicht haben, in scharfem Einspruch vorzulegen, wenn es nötig wäre. Wenn der Anfang auch unbedeutend erscheint — was werden moderne Maschinen in zwanzig Jahren aufgefressen haben? Man macht aus Burg und Berg Hohentstoffeln keinen Straßenschotter, ohne daß die Lebenden, die ihre Augen wachzuhalten haben, ihr Recht geltend machen."

— Auf der Jacht. „Uebrigens, gnädige Frau, gebe ich Ihnen absolutes Bestimmungsrecht auf meinem Schiff, Sie haben nur zu befehlen, wohin die Reise gehen soll."

„„Ach, dann fahren Sie doch mal an den Horizont, da bin ich noch nie gewesen!""

— Gut gegeben. Dame (zum Gebirgler): Wenn ihr auch sonst nichts weiter habt, aber die Luft ist großartig!

Gebirgler: Na ja, wir müssen halt auch von der Luft leben!

Unsere Schnittmuster - Offerte.

9506.

Ein einfaches elegantes Kleid für Mädchen und kleine Frauen.

Graue changierende Taffeta wurde für dieses Modell benutzt, mit braunem Samt als Garnierung; blaues Linnen, gestickt in der gleichen Farbe oder mit Stickerei für Kragen und Manschetten würde sehr effektvoll sein. Der Kragen ist etwas neues. Die Aermel sind eng anliegend und der Rock hat Völligkeit über dem Rücken, die aber auch zusammengerafft werden kann. Das Muster ist in 5 Größen geschnitten: 14, 15, 16, 17 und 18 Jahre. Es nimmt 5½ Yards 44zölliges Zeug für die 17jährige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Moden fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne" für 10 Cents zugesandt."

Bestellungs-Anweisungen

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

Pattern Department, Omaha Tribüne,

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Pattern Coupon.

Ich wünsche Muster No.....

.... Zoll, Brust- oder Taillenweite

(Jahre .... bei Kindersachen.)

Name.....

No. ..... Straße .....

..... Stadt .....

Neue Anklage gegen die Hausfliege.

Das Urteil über die Insekten, die sich aus unseren Wohnungen schwer oder gar nicht vertreiben lassen, hat sich in den letzten Jahren geändert. Früher hielt man sie nur für Belästigungen, während sie jetzt als im höchsten Grade gefährlich erkannt worden sind. Ist die gemäßigte Zone auch zum größten Teil frei von den stechenden Insekten, die Malaria und andere ansteckende Krankheiten auf den Menschen zu übertragen vermögen, so bleibt doch die Gefahr, daß andere fliegende Insekten Krankheitskeime durch ihren Körper und auch durch ihre Extremente verbreiten.

In erster Linie steht unter diesem Verdacht selbstverständlich der häufigste unter allen Hausgenossen dieser Klasse, die Stubenfliege. Es ist ohne viel Nachdenken verständlich, daß die Fliegen Bakterien oder Pilzkeime mit den feinen Haaren ihres Körpers aufnehmen und mitschleppen. Setzen sie sich dann auf einen Gegenstand, der zur menschlichen Nahrung bestimmt ist, so können sie diese Keime leicht darauf hinterlassen, und so die Ansteckung vermitteln. Die Stubenfliege scheint aber noch viel bedenklichere Fähigkeiten zu haben, indem sie krankheitserregende Bakterien zu verschlucken und dann in noch lebendem Zustand wieder abzugeben vermag. Eine Anklage dieser Art ist von Dr. Leboeuf gegen sie mit Bezug auf die Verbreitung eines der schrecklichsten menschlichen Leiden, nämlich des Aussatzes, erhoben worden. Der Arzt hat die Entdeckung, daß die Fliegen Aussatzbazillen in sich aufnehmen und dann mit ihren Extrementen verbreiten, in Neukaledonien gemacht, wo diese Krankheit ziemlich häufig ist. Man hat diesen Zusammenhang bisher gar nicht geahnt, und vielleicht ist durch die Arbeiten des französischen Missionsarztes eine der wichtigsten Verbreitungsarten des Aussatzes zum erstenmal bekannt geworden.

Eine Moskitos vertreibende Pflanze.

Man weiß, daß zahlreiche Insektenarten eine ausgesprochene Abneigung gegen gewisse starke Gerüche haben und Orte meiden, denen jene entströmen. Das geläufigste Beispiel dafür ist das Einmotten der Kleider mit Kampfer oder das Bestreichen der Haut mit Pfefferminzöl zum Schutz gegen Insektenstiche. Auch die Stechmücken, welche die Malaria übertragen, sollen durch Gerüche gewisser Pflanzen abgeschreckt werden. So schreibt man dem Eucalyptus, der Biberölpflanze und dem Zitronellgras derartige Eigenschaften zu. Auch Personen, die häufig Abkochungen von Zitronenschalen trinken, genießen einen gewissen Schutz vor den Stechmücken.

In neuerer Zeit ist nun von einem englischen Kolonialoffizier Larymore die Aufmerksamkeit auf eine zu den Lippenblütlern gehörende Pflanze, „Ocymum viride", gelenkt worden, die durch ihren Geruch, der aus ihrem Gehalte an Thymol herrührt, ebenfalls die Moskitos vertreibt. Ueberallhin, wo Larymore mit seiner Gattin gekommen ist, hat er die Pflanze eingebürgert und glaubt auf diese Weise von der Malaria verschont geblieben zu sein. Sollte sich diese Annahme als richtig erweisen, so könnte man allerdings daran denken, die Anpflanzung des Ocymum in die Reihe der vorbeugenden Maßregeln aufzunehmen, die wie Abholzung des Gebüsches, Trockenlegung des Bodens dazu dienen, den Moskitos die Lebensbedingungen zu verschlechtern.

— Fremdenbesuch. Tourist: „Wird denn Ihr Ort auch von Fremden besucht?"

Bauer: „Sell glaub i, im Manöver haben wir d' Soldaten, und sonst kommt der Pfarrer vom Kirchdorf, der Förster, der Doktor, der Notar und der Gerichtsvollzieher."